

VLADIMÍR LÁSKA

So lebte ich ...

*Ein gläubiger Intellektueller berichtet über sein Leben
in der sozialistischen Tschechoslowakei*

Zur Einführung

Das Transkarpatengebiet ist ein Teil der westukrainischen Republik, der in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zur ersten ČSR als autonomes Land gehörte. Dort bin ich nicht weit entfernt von der Stadt Mukatschewo im Dorf Nový Klenovec im Kriegsjahr 1941 geboren. Das Dorf wurde Anfang des 19. Jahrhunderts von Slowaken und Deutschen aus der Slowakei gegründet. Sie alle waren Lutheraner. So entstand auf diesem Gebiet die östlichste Kirchengemeinde der späteren Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in der Slowakei. Da die deutschen Familien in der Minderheit waren, wurden sie natürlicherweise sehr rasch slowakisiert. So konnte zum Beispiel mein Urgroßvater mütterlicherseits nur deutsch beten, während schon mein Großvater nur slowakisch sprach, obwohl er den Familiennamen Schneider trug. Ich war das Kind des Kleinbauern Ján Láská, der auch Gemeindegantor war. Wir wohnten in einem Einfamilienhaus in der Nachbarschaft von Kirche und Schule. So war mein Leben von Anfang an eng mit dem Pulsschlag der Gemeinde verbunden. Das Kriegsende brachte diesem Land ganz neue Dimensionen. Nach der Vereinbarung zwischen Stalin und dem Präsidenten der ČSR Beneš wurde das Transkarpatenland der Sowjetunion angegliedert. Drei Jahre lang mußten wir Slowaken und Tschechen warten, bis wir nach fast einhundertfünfzig Jahren eigener Existenz in diesem Gebiet wieder in die Slowakei übersiedeln konnten. Es geschah im Rahmen „des Austauschs der Bevölkerung“ zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion, das heißt Slowaken aus der Westukraine wurden in die Slowakei gebracht und Rus-Ukrainer aus der Ostslowakei in die Sowjetunion. Der Tag „U“ kam im Mai 1947. Außer drei slowakischen Familien siedelte die ganze Gemeinde in die Slowakei über.

Als Schüler und Gymnasiast

Für alle übergesiedelten Slowaken begann ein schweres Leben. Ohne Wohnung, ohne materielle Hilfe, ohne Kirche, ohne Sprachkenntnisse kamen wir in die Südmittelslowakei an die slowakisch-ungarische Grenze, wo die ungarische ethnische Minderheit lebte. Alle Gemeindeglieder der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses wurden in die verschiedenen Dörfer zerstreut. So entstand unter den meist katholischen und reformierten Ungarn die Diasporagemeinde Šafárikovo. In diesem Städtchen war im Jahr 1933 eine moderne evangelische Kirche gebaut worden und in der Nachkriegszeit folgte auch ein Haus gleich neben der Kirche als Pfarrhaus. Aber die Gemeinde blieb doch in die umliegenden Orte verstreut. Mein Vater, der Gemeindeglieder war, mußte zum Beispiel an jedem Sonn- und Feiertag sechzehn Kilometer vom Dorf Chanava nach Šafárikovo fahren, die ersten sechs Kilometer bis zum Bahnhof zu Fuß oder mit dem Fahrrad und die restlichen zehn Kilometer mit der Bahn bei jedem Wetter, im Winter wie im Sommer. Er hatte ja das Amt, daß er im Gottesdienst mit dem Orgelspiel diente. Für die ganze Familie waren diese Wege zu weit. So war es in unserer Familie üblich, daß wir uns auch in der Hausgemeinschaft zum Hören auf das Gotteswort, zum Beten und Singen zusammenfanden. Zur Kirche mußten wir ins Nachbardorf auf Feldwegen durch die Hügellandschaft sechs Kilometer zu Fuß gehen, wenn dort am letzten Sonntag im Monat in der gemieteten reformierten Kirche unsere slowakischen lutherischen Gottesdienste stattfanden. Unter solchen Umständen kam ich zur Schule. Die ersten fünf Jahre besuchte ich die Schule von Chanava, dann ging ich drei Jahre nach Rimavská Seč. Mein Glaube, wie ich ihn im Elternhaus mitgelebt hatte, wurde in der Schule noch durch die Teilnahme am Religionsunterricht vertieft. Im Jahr 1956 wurde ich zusammen mit fünfunddreißig Knaben und Mädchen aus dieser Diaspora in der Kirche von Šafárikovo konfirmiert. Für mich war die Konfirmation wirklich ein Fest. Das wurde dadurch noch verstärkt, daß mir die Aufgabe zufiel, im Gottesdienst vor der ganzen Gemeinde ein Bußgebet im Namen aller Konfirmanden vorzutragen. Bis heute lasse ich mich in meinem geistlichen Leben von den Worten meines Konfirmationspruches (Joh 15,8) leiten: „Darin wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger.“

Schon als Schüler habe ich mich für das gesellschaftliche Leben interessiert. Mein Vater hatte eine gute Hausbibliothek. So konnte ich viele Bücher mit religiösen und historischen Themen kennenlernen. Als im Jahr 1948 in der Tschechoslowakei die Kommunisten an die Macht kamen,

begann für meine Eltern ein Leben voll von Schikanen, Intrigen und Druck von der Seite der Mächtigen. Mein Vater war unter den Bewohnern des Dorfes ein angesehener Mann. Darum wurde der erste Druck bei der Kollektivierung des Dorfes auf meinen Vater ausgeübt. Die Bedrohung mit Ausquartierung, Propagandabesuche der Genossen, Schikanen, die Auflagen von unmöglichen Pflichtlieferungen verschiedener Getreidesorten an den Staat sind nur einige der Methoden und Mittel, wie sie auf uns im täglichen Leben in den fünfziger Jahren angewendet wurden. Mein Vater und seine Freunde erwarteten in diesen schweren Jahren jeden Tag die Befreiung durch die USA und die westlichen Staaten. Jeden Abend, wenn er auch müde war, ging er zu Fuß in das Nachbardorf zu seinem Vetter, um die neuesten Nachrichten aus den Sendungen des BBC und des Radio Freies Europa zu hören. Kein Wunder, daß auch ich „prowestlich“ orientiert war. Im Gymnasium lehnte ich die Mitgliedschaft im tschechoslowakischen Jugendverband ab, obwohl sie für jeden Studenten obligatorisch war. Erst vor dem Abitur mußte ich eintreten, da der Stellvertreter des Direktors mir mit dem Ausschluß von der Schule drohte. Ich hatte Lust, Theologie zu studieren, aber ich hatte keine Unterstützung von meiner Mutter. So meldete ich mich bei der philosophischen Fakultät der Comenius-Universität Bratislava an, um Deutsch zu studieren. Bei der Aufnahmeprüfung wurde ich unter anderem auch über meinen Glauben gefragt. Der Vorsitzende der Kommission zitierte den folgenden Satz aus der Charakteristik, die von den örtlichen Behörden über mich abgegeben worden war: „Die Familie ist religiös belastet. Der Vater organisiert im Dorf das geistliche Leben“. Drei Wochen später erhielt ich das Resultat der Kommission: „Aufgrund von Mangel an Studienplätzen können wir Sie nicht zum Studium zulassen“. Es ist interessant, daß auch meine jüngere Schwester, die eine Arzneimittelfachschule besuchen wollte, einen ähnlichen Bescheid erhielt. Auch ihr wurden solche Fragen gestellt: „Besuchen Sie die Kirche? Glauben Sie?“ und ähnliches.

Aber der Herr hat für uns gesorgt. Im Jahr 1959 begann ich das Studium an der Pädagogischen Fakultät in den Fächern Slowakisch, Russisch und Bürgerkunde. Als künftiger Lehrer mußte ich im Blick auf Religionszugehörigkeit „angeglichen“ sein, das heißt, ich sollte Atheist sein. Als Bewohner des Studentenheims war ich in schwerer Lage, wenn ich die Gottesdienste besuchen wollte. Im ersten Semester ging ich jeden Sonntagmorgen heimlich zu einem „Verwandtenbesuch“. Aber bald wurden meine „Besuche“ verdächtig. Unter uns waren schon Spitzel, die den Behörden alles meldeten. So wurde ich nach und nach immer vorsichtiger. Im zweiten Semester besuchte ich nur einmal im Monat einen Gottesdienst in der

weiteren Umgebung der Stadt Banská Bystrica, wo es viele evangelische Gemeinden gibt. Ich erinnere mich sehr gut, daß ich sogar einmal zum Palmsonntagsgottesdienst schon am Samstag abend die Fahrt angetreten habe, denn ich wollte ins schlesische Gebiet in die Stadt Třinec, um dort nicht nur Gottes Wort zu hören, sondern um auch überhaupt die schlesische evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses kennenzulernen. Wenn ich einmal nach Hause zu meinen Eltern fuhr, war ich dort auch immer mit in der Versammlung des Volkes Gottes zum Gottesdienst der Gemeinde.

Schon im Gymnasium begann ich einen Briefkontakt mit einem polnischen evangelischen Studenten. Ich interessierte mich auch für die skandinavischen Länder, besonders für Schweden, denn wir schätzten in der Diaspora immer die lutherischen Skandinavier als unsere Mitbrüder im Glauben. So versuchte ich auch, Briefkontakte mit jungen Schweden anzuknüpfen. Da ich keine Adresse hatte, wandte ich mich direkt an den Primas der Kirche von Schweden, den Erzbischof von Uppsala, und bekam auch eine Antwort von seinem Sekretär. Wenig später folgte ein Brief von einem Studenten, der Russisch an der Universität Uppsala studierte. Ich erwähne diese Erinnerungen als Beispiel für meine damalige Orientierung und auch als Verständnishintergrund für die späteren Ereignisse.

Als Lehrer

Meine Berufspraxis begann in der selben Schule, in der ich auch mein Abitur bestanden hatte. Der Direktor der Schule in Šafárikovo war der Schwiegersohn des Gemeindegurators. Das war sehr wichtig für mich. Da er wußte, daß mein Vater Gemeindegantor in Šafárikovo ist, mußte ich das dritte Fach meiner Kombination – Bürgerkunde – in dieser Schule nicht lehren. Dieses Fach war nämlich im Inhalt voll und ganz marxistisch-leninistisch und atheistisch orientiert. Davor war ich nun durch diese glückliche Fügung verschont. Ich besuchte aber weiter die Gottesdienste der Gemeinde in der Kiche des Nachbardorfs. Erst nach fünf Jahren wurde ich zum Direktor „auf den Teppich“ gerufen. Mir wurde unmißverständlich vorgeworfen, daß ich die Kirche besuche. Das könne ein sozialistischer Lehrer nicht tun, denn er solle im Vordergrund der sozialistischen Intelligenz stehen. Der Direktor riet mir, vom Kirchenbesuch abzusehen, wenn ich denn meine Stelle als Lehrer nicht verlieren wolle. Es waren schwere Zeiten für den Glauben ohne die Versammlungen der Gläubigen, ohne Freunde ...

Die meisten Lehrerinnen und Lehrer lebten nur für sich. Es war eine gespannte Atmosphäre unter uns. Niemand hatte Zutrauen zum anderen. Meine Altersgenossen unter den Kollegen fanden nur im Alkohol Freude. Nicht nur einmal luden sie auch mich ein, aber ich hatte immer Kraft zu widersprechen. Da ich von Natur aus ernst war, haben sie mir den Schimpfnamen „Herr Pfarrer“ gegeben.

In diesen Jahren vertiefte ich mein Interesse für das Leben der evangelischen Kirchen in der Welt. Da unsere slowakischen kirchlichen Zeitschriften sehr arm an Nachrichten waren, habe ich mir Publikationen der Kirchen aus der DDR, aus Ungarn und aus Polen bestellt. Ein Aufbruch in meinem Leben geschah im September 1963. Damals war ich zum erstenmal im Westen. Mit einer Touristengruppe aus Prag machten wir eine Busreise nach Polen, Schweden, Dänemark und in die DDR. Ich war von der Stadt Malmö in Schweden begeistert. Die Versuchung, dort um politisches Asyl zu bitten, war stark. Aber meine Familienbindung war stärker und hat deshalb gesiegt. Seither wurde aber der Tourismus mein Hobby. Fast jedes Jahr besuchte ich als Tourist zuerst die Ostblockstaaten, später auch die westeuropäischen Staaten. Das war für mein Schicksal von entscheidender Bedeutung. Damals war ich zunächst sehr naiv. Erst später fragte ich mich: Warum stand in der Nacht ein unbekannter Mann vor unserem Haus? Warum hat sich der Geheimdienst der Polizei im Dorf über mich erkundigt?

Im Jahr 1971 zogen wir in das neu gekaufte Haus im Städtchen Jur pri Bratislave (deutsch Sankt Georgen), einer Vorstadt der slowakischen Hauptstadt Bratislava. Täglich mußte ich mit dem Bus in die Nachbarstadt Pezinok (Bösing) zum Dienst in die Schule fahren. Hier war es schon schwerer. Ich mußte außer der Fremdsprache Russisch und der Landessprache Slowakisch nun auch mein drittes Fach – Bürgerkunde – lehren. Für mich als gläubigen Christen war das eine schwere Belastung. Ich mußte nämlich den Schülern den Lehrstoff im atheistischen Sinn erklären. Ich bemerkte, daß ich außer den öffentlichen Kontrollen des Schuldirektors in meinen Stunden auch inoffiziell kontrolliert wurde. Das geschah teilweise dadurch, daß die besten Schüler aus der Klasse ausgefragt wurden. Das geschah aber auch durch direktes Lauschen hinter der Tür. Die beste Kontrollmethode für den Lehrprozeß wurde jedoch durch Abhöranlagen verwirklicht. Da wir Unterricht in zwei Schichten hatten im wöchentlichen Wechsel zwischen Vormittag und Nachmittag, blieb ich oft länger im Schulgebäude. Nicht nur einmal bemerkte ich, daß nach dem Unterricht unbekannte Herren durch die Klassenräume gingen. Es war mir gleich verdächtig. Ich spürte, daß hier etwas nicht klappte. Und wirklich: als ich

morgens zum Unterricht in einen Klassenraum ging, fand ich gleich neben der Tür ein großes Loch in der Wand. „Was sollte dieses Loch da?“ Am Tag vorher war es noch nicht gewesen. „Wer hat es in der Nacht gemacht?“ „Und warum?“ Solche Fragen legte ich mir vor. Ich kam zu dem Ergebnis, daß die unbekanntenen Männer in die Wand dieses Klassenraums eine Abhöreranlage montieren wollten. Da sie aber nicht wußten, daß gerade dort der Kamin war, hatten sie ein großes Loch in diesen Kamin gemacht, der nicht mehr verwendet wurde, seit in der Schule eine Gasheizung installiert worden war.

In diesen Jahren besuchte ich heimlich Gottesdienste in Bratislava. Dort lernte ich in der Bibelstunde einen Kreis gläubiger Akademiker kennen. Es war für mich ein neuer Anfang in meinem geistlichen Leben. Ich begann nun auch, regelmäßig die Zusammenkünfte dieser vom Pietismus geprägten Gemeinschaft zu besuchen. Wir hatten unsere Programme, machten Ausflüge in die Natur, sangen neue geistliche – auch fröhliche und moderne – Lieder, organisierten Hauskreise, Bibelwochen im Winter und im Sommer in den Scheunen und Hütten und tief in den Wäldern. Wir hatten Kontakte mit Missionaren aus Wien und aus Finnland, die – als Touristen getarnt – zu uns kamen, um bei unseren heimlichen Versammlungen Vorträge zu halten. Wir verbreiteten die Schriften und Bücher, die wir auf geheimen Wegen aus dem Westen bekommen hatten. Als ich dann später Kontakt zu den Brüdern und Schwestern in der DDR hatte, organisierten wir in Potsdam in der Hofbauer-Stiftung Einkehrtage und Evangelisationen für unsere Jugend. Diese illegale Tätigkeit war für mich aber immer auch eine psychische Belastung, denn ich sah ja, daß ich persönlich beobachtet wurde, daß mir immer wieder jemand „folgte“. Die Herren wohnten bei unseren Nachbarn. Als ich einmal aus meinem Haus auf die Straße und dann in die Stadt ging, war ein junger Mann gleich hinter mir. Er verrichtete seinen Auftrag so, daß ganz offensichtlich war, was er zu tun hatte. Meiner Meinung nach wollten sie auf diese Weise einen psychischen Druck auf mich ausüben und mich endlich in Passivität treiben. Aber es blieb nicht allein dabei. Meine Post wurde kontrolliert und sehr oft beschlagnahmt. In der Schule wurde ich als Gläubiger schikaniert, zum Beispiel sandte mich mein Direktor an einem Karfreitag mit meiner Klasse zum Arbeiten in das Holzwerk Pezinok. Ich durfte nicht mehr in die westlichen Staaten fahren. Mir wurde gesagt: „Die sozialistischen Lehrer müssen in die Comecon-Staaten fahren“. Als dann noch die Bespitzelung durch den Stellvertreter meines Direktors bei den heimlich besuchten Gottesdiensten hinzukam und ich zur atheistischen Schulung des Kreisko- mittees der kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gesandt wurde,

war es kein Wunder, daß ich bei der Belohnung am Rande stand. Was ich aber nicht verstand, war die Tatsache, daß mir auch auf meinen Reisen in den sozialistischen Ländern jemand nachfolgte. So hatte ich solche unerwünschten Begleiter in Rumänien, Bulgarien, in Budapest und in Polen. Ich staunte, als ich in Polen und in Budapest ein Privatzimmer bekam. Die Hausfrauen waren im Gespräch mit mir sehr nett. Aber als ich dann das erstmal aus der Stadt zurückkam, waren diese Frauen wie verändert. Sie benahmen sich kaltblütig, zurückhaltend und mißtrauisch. Damals konnte ich diese plötzliche Wendung nicht begreifen. Auch zu Hause passierten bemerkenswerte Dinge. Ich beobachtete, daß in meinem Zimmer die Möbel etwas anders standen. Im Schrank waren meine Hemden anders geordnet. Hier mußte jemand gewesen sein. Als ich an einem Tag meine Arbeitsschicht wechseln mußte, blieb ich am Vormittag zu Hause. Und da kam die Überraschung! Als ich gegen zehn Uhr meinen Hof mit dem Besen kehrte, blieb plötzlich ein PKW vor meinem Haus stehen. Als die Reisenden mich sahen, starteten sie das Auto wieder und fuhren noch etwa dreißig Meter auf der Straße. Dann wendeten sie wieder und fuhren in Richtung Bratislava, woher sie gekommen waren. Ich sah, daß es ein Auto mit sowjetischem Kennzeichen war. Die Insassen waren sowjetische Soldaten. Das wollte ich nicht glauben. Jetzt war mir alles klar. Ich war also ein internationaler Spion. Meine Touristenreisen in den Westen, meine Briefkontakte mit dem Ausland, meine Briefe an die westlichen Botschaften in Prag mit der Bitte um Reiseprospekte und Stadtpläne aus ihren Ländern – das alles war Grund genug, mich in diese Kategorie einzuordnen und demgemäß eine konsequente Beschattung zu organisieren. Darum dieses Benehmen der Hausfrauen in Budapest und in Polen! („Seien Sie, gnädige Frau, vorsichtig! Er ist ein internationaler Spion oder Schmuggler.“)

Die fehlende Gewissensfreiheit, der immer steigende Druck, die Überlastung in der Schule und die Lohndiskriminierung führten mich zuletzt zur Entscheidung, den Beruf des Lehrers aufzugeben. Im Jahr 1979 ist es mir nach vielen Bemühungen gelungen, eine annehmbare Stelle zu finden. Es gab zwar freie Arbeitsplätze, aber wenn ich mich bei einer Personalabteilung meldete, wurde mir nach einer Woche mitgeteilt, daß leider der Arbeitsplatz schon besetzt sei. Die dunklen Kräfte waren immer dabei. Mit Gottes Hilfe fand ich den neuen Arbeitsplatz bei dem Forschungsinstitut für Industriebauwesen als Mitarbeiter in der Dokumentation und Übersetzer. Nach acht Jahren wechselte ich ins Institut für Eisenbahnforschung in Bratislava, wo ich bis Ende Januar 1992 tätig war. Seit ich den Lehrerberuf aufgab, fühle ich mich ganz frei. In der Gemeinde Svätý Jur öffnete der Herr mir die Tür für Mitarbeit in der Kirche. Seit etwa zwölf

Jahren bin ich ehrenamtlicher Laienprediger, singe im Kirchenchor und auf der Ebene der Landeskirche bin ich tätig im Bereich der Inneren Mission, der Evangelisation und seit Februar 1992 als Sekretär für Massenmedien im Generalbischofsamt in Bratislava.

Schlußbemerkungen

Jemand hat gesagt, das Leben sei ein Kampf. Mein Leben in der sozialistischen Tschechoslowakei war nicht nur Kampf, sondern auch eine Glaubensschule, sogar eine Art von Theater, in dem wir Schauspieler und Zuschauer zugleich waren. In diesem Theater mußten wir unsere Rolle als Christen vorzüglich spielen. Wenn ich auch von meinen Mitspielern sehr oft angegriffen, beschimpft, erniedrigt und verfolgt wurde, hat mir der Herr soviel Kraft gegeben, daß ich nie meinen Feinden das Böse mit Bösem vergolten oder sie gar gehaßt habe. Die Liebe Gottes wirkte in mir diese Kraft zum Guten. Ich weiß, daß die Wahrheit der Heiligen Schrift auch für heute und allezeit gültig ist, die Matthäus 5,11 steht: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen.“

Wer Gott recht lieben und seine Gebote halten will, der muß so beschaffen sein, daß er sein Gut, Leib und Leben lassen könne. Martin Luther